
Priestersein in Gemeinschaft

Rezeption und Relecture von ›Presbyterorum Ordinis‹, 7–9

Hubertus Brantzen / Mainz

Papst Benedikt XVI. hat für 2010 ein Priesterjahr ausgerufen. Das soll Anlass sein, nicht nur über Priestersein grundsätzlich zu sprechen, sondern auch nach dem zu fragen, was Priester tagtäglich in ihrem Dienst trägt und fördert. Ein wesentlicher Aspekt dabei ist das Beziehungsnetz, in dem sie leben. Am 7. Dezember 1965 wurde das Dekret über den Dienst und das Leben der Priester ›*Presbyterorum Ordinis*‹ vom II. Vatikanischen Konzil verabschiedet und feierlich verkündet. Besonders in den Artikeln 7 bis 9 spricht der Text von der Beziehung der Priester untereinander. Über vierzig Jahre nach Abfassung dieses Textes, der sich als richtungsweisend verstand, erscheint es sinnvoll zu fragen, wie sich die Lebenskultur heutiger Priester darstellt und welche Hilfen oder Anfragen aus dem Konzilstext entnommen werden können.

Die folgenden Überlegungen gehen von der heutigen Lebenssituation und dem heutigen Lebensgefühl besonders jüngerer Priester aus, um anstehende Fragen des priesterlichen Lebens zu formulieren – fokussiert auf das Miteinander der Priester. In Grundzügen werden dann die Gedanken des Konzilsdekretes benannt, um daraus Anregungen für die Lebenspraxis der Priester zu formulieren.

Wie im richtigen Leben – einige Spots

In Gesprächen mit einzelnen Priestern, mit Gruppen von Pfarrern und Kaplänen stehen immer wieder ähnliche Fragen an. Oft fällt es schwer, solche unge lösten oder befürchteten Probleme anzusprechen, denn keiner gibt sich gern vor anderen eine Blöße oder räumt eine Schwäche ein. Oft steht ein Selbstbild der Priester und ein von den Gemeinden eingefordertes Pfarrerbild im Hintergrund: Ein Priester muss stark sein, soll zeigen, wohin die Gemeinde sehen soll, muss vor allem mit seinem Leben das abdecken, was er verkündet. In vertrauter Runde jedoch kommen dann Eingeständnisse, Wünsche, Befürchtungen, Vorsätze und Forderungen zur Sprache:¹

¹ Zu den hier und im Folgenden angesprochenen Lebenssituationen vgl. H. Brantzen, *Lebenskultur des Priesters. Ideale – Enttäuschungen – Neuanfänge*. Freiburg u.a. ²2000.

„Ich kann nicht alleine leben!“

In einem Gespräch mit einem jungen Priester ging es um die Fragen: Welche Stelle passt zu ihm als Pfarrer-Neuling? Wie sollen die zukünftigen Tätigkeiten im Detail aussehen? Was traut er sich zu? Wie soll es um die Wohnmöglichkeiten bestellt sein? Im Blick auf die letzte Frage formulierte der Kandidat klipp und klar: „Ich kann nicht alleine leben!“

Die Zeit der Pfarrer als Einzelkämpfer scheint zu Ende zu gehen. Besonders junge Priester, denen es leichter fällt, über ihre Empfindungen und Wünsche zu sprechen, drücken ihr Unbehagen aus, alleine leben und arbeiten zu müssen. Sie fürchten sich nicht selten vor großen, leeren Pfarrhäusern, in die sie am späten Abend nach Sitzungen oder Veranstaltungen kommen. Sie wissen sehr wohl und drücken auch aus, dass nicht wenige der Mitbrüder den Tag mit einer Flasche Bier vor dem Fernseher zu Ende gehen lassen. Die Einsamkeit vieler Älterer steht ihnen vor Augen, und sie formulieren manchmal sehr offen: „So möchte ich nicht werden!“

Zum Glück werden die meisten aktiv und überlegen mit Kollegen, in Supervision und geistlicher Begleitung, wie sie vermeiden können, in die Einsamkeitsfalle, in Eigenbrötlerei oder gar Menschenfurcht zu geraten. Immer öfter tun sich Priester zusammen, um bewusst mehrere Gemeinden zu übernehmen und gemeinsame Wege in Pastoral und geistlichem Leben zu gehen. Vielen liegt an räumlicher Nähe, um gemeinsam das Stundengebet verrichten, Mahlzeiten einnehmen und hilfreiche Gespräche führen zu können.

Arbeitsverdichtung

Was in anderen gesellschaftlichen Bereichen mit Arbeitsverdichtung bezeichnet wird, kommt auf alle Seelsorger im Bereich der Gemeindepastoral zu oder ist bereits eingetreten. Die Strukturveränderungen in den Bistümern bewirken einen Umwandlungsprozess, der sich nicht nur auf die Organisation der Pastoral auswirkt. Die Ansprüche an Seelsorge und Seelsorger verändern sich. Haben selbst jüngere Priester auf ihrem Berufungsweg noch von „ihrer“ Gemeinde geträumt, sieht die Wirklichkeit ganz anders aus: Große Seelsorgeräume sind entstanden, die gemanagt werden wollen.

Ein junger Pfarrer verwies in einem Gespräch auf einige seiner Mitbrüder, die vor dem Theologiestudium eine Banklehre oder gar ein Betriebswirtschaftsstudium absolviert hatten. Seine eigene Unzulänglichkeit in Sachen Verwaltung belastete ihn, emotional nahm die Beschäftigung mit diesem Teil seiner Arbeit einen so großen Raum ein, dass er sich nach seinem eigentlichen Auftrag als Priester fragte. Ein anderer beklagte mangelnde Fähigkeit und Ausbildung im Bereich der Mitarbeiterführung. Mit zwei Kindergärten, einem Altenheim, einem großen Gemeindezentrum und mehreren pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern muss er ein mittelständisches Unternehmen führen. „Ich dachte

nicht, dass ich so viele Berufe gleichzeitig ausüben müsste – und von nichts habe ich wirklich Ahnung. Ich lerne besonders dadurch, dass ich Fehler mache.“

Kultiviert leben

Der Berufsstand der Haushälterinnen in Pfarrhäusern stirbt langsam aus. Frauen werden rar, die sich auf eine solche Arbeit einlassen, die bei einem 16-Stunden-Tag an sieben Tage in der Woche völlig vom Arbeitsrhythmus des Pfarrers abhängig sind. Immer mehr, besonders junge Pfarrer haben Teilzeitkräfte, die über Mittag den Haushalt versehen. Diese Form der Arbeitsorganisation erleichtert einen Teil kultivierten Lebens und sichert eine ordentliche Ernährung.

Damit ist jedoch nicht das Problem des leeren Hauses, besonders an den Abenden, gelöst. Es bedarf einer bewussten und immer wachen Selbstdisziplin, um ein Abrutschen in problematische Lebens- und Verhaltensformen zu vermeiden. Oft fällt es zudem schwer, Menschen in der Gemeinde zu finden, die bei Wahrung des gebührenden Abstandes doch so freimütig mit dem Priester umgehen, dass sie taktvoll auf Verhaltens- oder Erscheinungsformen hinweisen. Wer fasst sich schon ein Herz und sagt seinem Pfarrer, dass er Flecken auf seinem Hemd oder Schuppen auf seinem Jackett hat? Dass er mit seinem mürrischen Gesicht die Menschen vertreibt? Wer traut sich, seinem Pfarrer zu berichten, welche Gerüchte über seine mangelnde Anwesenheit umgehen, oder ihm liebevoll, aber energisch zu sagen, dass er mehr auf seine Gesundheit achten muss?

Die innere Mitte finden

Erfahrungsgemäß sind die spirituellen Säulen des priesterlichen Alltags die Feier der Eucharistie, das Stundengebet und die tägliche Meditation. Früher hieß es: Die Eucharistiefeier ist das erhabenste Gebet, das Stundengebet ist das verpflichtendste (weil versprochene) Gebet, die Meditation ist das notwendigste Gebet, weil es in die Tiefe führt.

Unter der Last der seelsorglichen Anforderungen entsteht die Gefahr, nur noch das zu tun, was andere sehen. Wenn der Tag von Terminen voll ist, entfällt in der Regel zuerst die Meditation. Das macht sich nach außen hin kaum bemerkbar, auf Dauer aber führt es zum Ausbluten der spirituellen Reserven. Natürlich sind Eucharistie, Breviergebet und Begegnung mit Menschen auch Quellen geistlicher Anregung und Kraft, doch die immer neue und tiefere Hinführung auf die Mitte, auf das „innere Pünktlein“, letztlich auf das ruhige und gesammelte Du-Sagen zu Gott und zum Herrn seiner Kirche bedarf der Meditation, der Betrachtung, der geistlichen Stunden. A.W. Richard Sipe geht in seinem Buch *Sexualität und Zölibat* unter anderem der Frage nach, welche Elemente solche Priester als feste Lebensbestandteile brauchen, die einen „vollendeten“, einen gelungenen Zölibat leben. Seine Beobachtungen bei Hunderten

von Priestern und Ordensleuten fördern interessante Erkenntnisse zu Tage: Alle, die von sich sagen, dass sie einen gelungenen Zölibat und ein befriedigendes priesterliches Leben führen, sprechen von täglichem Gebet zwischen anderthalb und zwei Stunden.² Nach Sipe ist das Gebetsleben so eng mit dem Gelingen des Zölibats verbunden, dass man etwa bei einer klinischen Beurteilung danach fragen könne. Auch lasse es auf Ausmaß, Güte und Art der Beziehung zur transzendenten Wirklichkeit, auf die Art der Beziehung zu Menschen und auf sein eigenes Selbstverständnis schließen.

Interessante Erkenntnisse. Doch wie sollen sie in die Alltagswirklichkeit umgesetzt werden, wenn die Aufgaben, der Umfang der Gemeinden und die Zahl der zu begleitenden Gläubigen immer größer, die Verwaltungsaufgaben bedrängender und der persönliche Spielraum begrenzter werden?

Viele existenzielle Fragen schließen sich der hier nur kurz gestreiften Lebenswirklichkeit heutiger Priester an. Sie an sich heranzulassen, ist nicht einfach, da ihre Beantwortung sehr oft eine Haben- und Soll-Rechnung für das eigene Leben und die eigene Berufung aufmacht. Sie für sich alleine zuzulassen und zu beantworten ist oft eine Überforderung. Darum gilt es, immer auch zu fragen, mit wem, in welchem geschützten Raum von Mitbrüdern oder anderen vertrauten Menschen, in welcher Gemeinschaft sich der Einzelne an diese Schwierigkeiten heranwagt.

Da ist zunächst die Frage nach dem eigenen Selbstverständnis. Mit welchen Vorstellungen und Wünschen habe ich meinen Dienst begonnen? Wie gestalte ich meine Beziehung zu den Menschen, die mir seelsorglich anvertraut sind? Was kann ich im seelsorglichen Alltag umsetzen und was bleibt auf der Strecke? Was sind meine Überzeugungen, die nicht nur intellektuellen Wissensbestand bedeuten, sondern Quellen der Kraft, aus denen das persönliche Leben und die Arbeit in der Seelsorge gestaltet werden? Wie steht es mit der Leidenschaft des Anfangs? Was hat mich zu Beginn meines Weges getragen und was ist daraus geworden?

Wo und bei wem bin ich daheim? Von wem habe ich den Eindruck, dass ich ihm wirklich wichtig bin, dass nicht nur meine Funktion als Seelsorger abgerufen wird, sondern ich persönlich als Mensch gemeint bin? Wer fragt mich, wie es mir wirklich geht? Vor wem erlaube ich mir, auch einmal schwach zu sein oder Schwächen zuzugeben? Wo kann ich frei und ohne Zögern priesterliche Spiritualität leben und praktizieren, ohne mich in irgendeiner Weise rechtfertigen oder gar entschuldigen zu müssen?

Diese und ähnliche Fragen sind sicher Gegenstand der persönlichen geistlichen Begleitung der Einzelnen. Doch können sie nicht im leeren Raum beant-

² Vgl. A.W.R. Sipe, *Sexualität und Zölibat*. Paderborn u.a. 1992, 318f.

wortet und dann in Einzelgesprächen reflektiert werden. Sie werden im Leben beantwortet, im täglich gestalteten Miteinander, auch in den vielfältigen Begegnungen, die die Seelsorge mit sich bringt.

Anregungen des Konzilstextes

Das Dekret ›*Presbyterorum Ordinis*‹ (PO) gibt in den Abschnitten 7 bis 9 interessante Anregungen, in welchem Kontext auf jene Fragen zugegangen werden kann und soll. Das Konzilskompandium von Rahner und Vorgrimler übersetzt die Überschrift des 2. Kapitels mit „Die Beziehung der Priester zu anderen“.³ Der lateinische Wortlaut greift tiefer: *Presbyterorum habitudo ad alios*. Im Leben und Arbeiten sollen die Priester nicht bloß in Beziehungen stehen, sozusagen ordentlich mit Menschen umgehen, sondern anderen in einer bestimmten Haltung, mit einem bestimmten Habitus begegnen und miteinander leben. Nachdem in den vorhergehenden Artikeln eine theologische Grundlegung des geistlichen Amtes geboten wurde, entwickeln die Abschnitte 7 bis 9 Handlungsanweisungen, die jedoch nicht nur als mögliche praktische Folgerungen verstanden werden, sondern als im theologischen Konzept bereits enthaltene Handlungsimplicationen.⁴

Drei Perspektiven werden ausgeführt: das Verhältnis der Bischöfe zu den Priestern und umgekehrt (PO 7), die Beziehungen der Priester untereinander (PO 8) und das Verhältnis der Priester zu den Gläubigen, dem Volk Gottes (PO 9). Anders als in ›*Lumen Gentium*‹ (LG) gehen diese Überlegungen nicht von der Perspektive des Volkes Gottes aus, sondern von der hierarchischen Ordnung von oben nach unten. Dies mag im Anliegen der Konzilsväter begründet sein, ihr eigenes Verhältnis als Bischöfe zu den Priestern zu formulieren.

Communio hierarchica von Bischof und Priestern

Die Ausführungen zum Verhältnis von Bischöfen und Priestern beginnen in PO 7 mit der Grundaussage: „Alle Priester haben zusammen mit den Bischöfen so an ein und demselben Priestertum und Amt Christi teil, daß diese Einheit der Weihe und Sendung ihre hierarchische Gemeinschaft mit dem Stand der Bischöfe erfordert. Diese Gemeinschaft bekunden sie vorzüglich bei gelegentlicher

³ Der Text des Dekrets wird zit. n. K. Rahner/H. Vorgrimler, *Kleines Konzilskompandium*. Freiburg ¹⁵1981, 561–598, bes. 572–578, hier 572.

⁴ Hier und im Folgenden vgl. O. Fuchs/P. Hünemann, *Theologischer Kommentar zum Dekret über den Dienst und das Leben der Presbyter ›Presbyterorum ordinis‹*, in: Herders Theologischer Kommentar zum II. Vatikanischen Konzil, Bd. 4. Hrsg. von P. Hünemann/B.J. Hilberath. Freiburg u.a. 2005, 337–580, hier 455–475.

Konzelebration, desgleichen bei jeder Eucharistiefeier. Die Bischöfe sollen darum die Priester, denen in der Weihe die Gaben des Heiligen Geistes verliehen wurde, als ihre notwendigen Helfer und Ratgeber im Dienstamt der Belehrung, der Heiligung und der Leitung des Gottesvolkes betrachten.“⁵

Aus der gemeinsamen Teilhabe am Priestertum und Amt Jesu Christi werden Folgerungen für das praktische Miteinander von Bischöfen und Priestern gezogen. Die Formulierung der hierarchischen Gemeinschaft bleibt dabei nicht eine abstrakte ontologische Aussage über die Zuordnung der beiden Gruppen, sondern wird inhaltlich durch erlebbare Formen des Zusammenwirkens angereichert.

Einmal gilt es, im Begriff der *communio* bereits die Notwendigkeit zur Kommunikation mitzuhören. Wenn Gemeinschaft sich nicht in Kommunikation ausdrückt, verkümmert sie zu einer Leerformel. Als erstes wird die Eucharistie, Quelle und Mittelpunkt des gesamten kirchlichen Lebens, als Ausdruck dieser *communio* angeführt. In der Konzelebration wird die Einheit von Bischof und Presbyterium besonders sichtbar, doch auch in jeder Eucharistiefeier, in der im Rahmen des Hochgebetes die Gemeinschaft mit dem Papst und den Bischöfen, besonders mit dem Ortsbischof, benannt wird. Dieser offiziellen, öffentlich sichtbaren und auch standardisierten Einheitsbekundung folgen weitere Konsequenzen in der Praxis. So sind die Priester „notwendige Helfer und Ratgeber“ der Bischöfe, was sich institutionell etwa im Priesterrat ausdrückt.

Diese Zuordnung zueinander erschöpft sich aber nicht in einem offiziellen Miteinander, sondern nimmt sehr persönliche und menschliche Züge an: „Wegen dieser Gemeinschaft also im gleichen Priestertum und Dienst sollen die Bischöfe die Priester als ihre Brüder und Freunde betrachten. Sie seien nach Kräften auf ihr leibliches Wohl bedacht, und vor allem ihr geistliches Wohl sei ihnen ein Herzensanliegen. Denn hauptsächlich auf ihnen lastet die schwere Sorge für die Heiligung ihrer Priester; deshalb sollen sie die größte Mühe für deren ständige Formung aufwenden. Sie sollen sie gern anhören, ja sie um Rat fragen und mit ihnen besprechen, was die Seelsorge erfordert und dem Wohl des Bistums dient.“⁶

Im Blick auf die kommunikative Praxis in den Bistümern fallen folgende Punkte besonders auf: Der ständig im Mund geführte Begriff „Mitbrüder“ erhält hier einen warmen und mitfühlenden Klang. Die Bischöfe sollen sich so verhalten, dass Brüderlichkeit und Freundschaft wachsen kann. Die Sorge um das leibliche und geistliche Wohl meint nicht nur die Zuständigkeit des Bischofs für den Lebensunterhalt, sondern die ganzheitliche Sorge für seine Priester. Diese Sorge soll ein Herzensanliegen sein, soll am Herzen liegen. Das ist mehr als Versorgungspflicht des Vorgesetzten gegenüber dem Mitarbeiter. Die ständige geist-

⁵ PO (Anm. 3), 572.

⁶ AaO., 573.

liche Formung der priesterlichen Mitarbeiter darf nicht nur Angelegenheit der Fortbildungsabteilung des Bischöflichen Ordinariats und der erforderlichen Finanzen sein. Der Bischof soll „größte Mühe“ darauf verwenden; das bedeutet persönliches Interesse an der Entwicklung der Einzelnen und intensives Engagement in diesem Bereich.

Die Verpflichtungen der Bischöfe und Priester sind wechselseitig. Kommunikation, die die *communio* lebendig werden lässt, und mitbrüderliches Aufeinander-Zugehen hängt an den Fähigkeiten und dem guten Willen beider Seiten. Dabei gibt es spezielle Anforderungen an die Priester: „Die Priester aber sollen die Fülle des Weihesakramentes der Bischöfe vor Augen haben und in ihnen die Autorität des obersten Hirten Christus hochachten. Sie schulden ihrem Bischof aufrichtige Liebe und Gehorsam. Dieser priesterliche Gehorsam, der vom Geist der Zusammenarbeit durchdrungen sein muß, gründet in der Teilnahme am Bischofsamt, die den Priestern durch das Weihesakrament und die kanonische Sendung übertragen wird.“⁷

Die geschuldete Liebe und der Gehorsam sowie die Hochachtung gegenüber dem Bischof haben zunächst institutionellen Charakter aufgrund des Weihesakramentes. Doch die Zusammenstellung der Begriffe „Liebe und Gehorsam“ weist darauf hin, dass es um mehr als nur die formale Anerkennung der bischöflichen Autorität geht. Aufrichtige, echte Liebe (*sincera caritate*) benennt eine Haltung, in der ein Mensch den anderen mit Herz, Willen und Verstand umfasst.

In der Person des Bischofs die Autorität des obersten Hirten Christus hoch zu achten, erfordert eine besondere spirituelle Reife. Einmal verlangt es die geistliche Fähigkeit und den Glauben, im „Vorgesetzten“ – in diesem Fall: im Bischof, der mir von Jesus Christus vorgesetzt ist – den Herrn der Kirche zu sehen. Das schließt auch die Bereitschaft ein, seinen Weisungen folgen zu wollen. Diese Aussage will an das Versprechen bei jeder Weihe erinnern, dem Bischof gegenüber Ehrfurcht und Gehorsam zu wahren. Dieser Gehorsam ist keiner, der dem Gutdünken und der Willkür eines Menschen ausgesetzt wäre, sondern einer, der „vom Geist der Zusammenarbeit“ geprägt ist (*cooperationis spiritu perfusa*). Es geht um ein gemeinsames Ringen zum Besten der gemeinsamen Sendung in der Seelsorge. Das bedeutet, dass der Priester gehalten ist, Vorhaben gegebenenfalls freimütig zu widersprechen, wenn sie gegen den Geist und den Stil der Zusammenarbeit oder gegen seelsorgliche Interessen verstoßen. Das bedeutet ferner, dass ein Stil der Konfliktlösung zwischen Bischof und Priestern gefunden und gepflegt werden muss, der diesem Geist entspricht.

Die Notwendigkeit zur Kooperation gilt heute umso mehr, als „aus vielerlei Gründen das Apostolat ... nicht nur verschiedene Formen annimmt, sondern

auch die Grenzen einer Pfarrei oder einer Diözese überschreitet. Kein Priester kann abgesondert und als Einzelner seine Sendung hinreichend erfüllen, sondern nur in Zusammenarbeit mit anderen Priestern, unter Führung derer, die die Kirche leiten.“⁸

Probleme der Verwirklichung

Einwände gegen dieses Bild der Beziehung zwischen einem Bischof und seinen Priestern liegen auf der Hand. Zunächst kann man die Frage aufwerfen, wie Konflikte zwischen weisungsbefugtem Bischof und Folge leistendem Priester neutralisiert werden können. Für Deutschland, in dem das Verhältnis zudem beamtenrechtlich geregelt ist, könnte man verschärft formulieren: Wie werden Arbeitgeber- und Arbeitnehmerinteressen sowie Klugheit und Brüderlichkeit miteinander in Einklang gebracht? Man könnte also kritisieren, dass das im Konzilstext gezeichnete Bild unrealistisch sei, strukturell nicht zu verwirklichen, weil eine unzulässige Vermischung von Sach- und Arbeitsebene einerseits und intensiver Beziehungsebene andererseits vorgenommen wird. Ja, dieses Bild wäre unrealistisch und falsch – würde nicht alle menschliche Autorität durch Jesus Christus, den eigentlichen Herrn der Kirche, relativiert. Der Bischof versteht sich nicht selbst als Herr, sondern als Bild, durch das die Eigenschaften jenes Herrn hindurchleuchten und für alle präsent werden. Umgekehrt bedeutet das für den Priester, dass er, sogar bei Fehlentscheidungen des Bischofs, nach dem Willen jenes Herrn der Kirche sucht.

Weiter könnte man gegen dieses Bild der Beziehung zwischen Bischof und Priestern einwenden, dass es menschlich überfordert. Jeder hat seine Fähigkeiten und Grenzen, seine Vorlieben und Abneigungen, auch gegenüber anderen Menschen. Wie verhält sich ein Priester, wenn sein Bischof theologisch und pastoral nicht die Linie vertritt, die ihm wichtig ist? Wie verhält sich ein Bischof, wenn ein Priester nur das tut, was ihm persönlich in den „Kram passt“? Was geschieht, wenn zwischen beiden die „Chemie nicht stimmt“? Ja, dieses Bild wäre eine menschliche Überforderung – würde es nicht durch den Herrn der Kirche relativiert und ergänzt. Ein solches Bild kann nur zeichnen, wer daran glaubt, dass „das gesellschaftliche Gefüge der Kirche dem Geist Christi, der es belebt, zum Wachstum seines Leibes“ dient (LG 8). Es ist nur dann annehmbar, wenn die Betroffenen daran festhalten, dass durch alle Menschlichkeit hindurch Gottes Geist wirkt.

PO 7 macht darauf aufmerksam, dass man nicht über Priestersein in Gemeinschaft sprechen kann, ohne den Lebenszusammenhang der Priester mit ih-

⁸ Vgl. *ebd.*

rem Bischof zu bedenken. Das Miteinander der Priester ist immer geprägt durch ihre Hinordnung zum Bischof. In seinem Dienst an der Einheit ist er Identifikationsgestalt für sein Bistum, in besonderer Weise für seine Priester. Will man nicht menschliche Geborgenheit und priesterliche Existenz auseinanderreißen, dann spielt der Bischof bei der Beheimatung und der Geborgenheit in Gemeinschaft eine wichtige und unverzichtbare Rolle. Gleichsam als *pater familias* – bei jeder Weihe werden die Kandidaten dem Bischof mit der Anrede „Ehrwürdiger Vater!“ präsentiert – wendet er sich seinen erwachsenen (!) Söhnen zu, um mit ihnen gemeinsam das Leben der Ortskirche zu gestalten. Würde dieser Dienst der Einheit fehlen, würde Kirche bald zu einer „vaterlosen Gesellschaft“, in der jeder Einzelne selbst alles bestimmt und besser weiß.

Man hüte sich davor, vorschnell im Konzilstext ein unrealistisches Pathos entdecken zu wollen. Natürlich bleibt das Bild des Verhältnisses zwischen Bischof und Priestern ein Ideal und eine ständige Aufgabe. Doch jede positive Investition in dieses Verhältnis ist gewinnbringend für alle Beteiligten.

Innige sakramentale Bruderschaft der Priester

PO 8 befasst sich mit dem Verhältnis der Priester untereinander. Ihre Beziehung wird definiert als „innige sakramentale Bruderschaft“ (*intima fraternitate sacramentali*).⁹ Die Begrifflichkeit weist – ähnlich wie die Beschreibung des Verhältnisses der Bischöfe zu den Priestern – auf die Zweiseitigkeit der Beziehung hin: Einerseits handelt es sich um eine äußere Zusammengehörigkeit aufgrund des Weihesakramentes. Andererseits aber ist von „inniger „Bruderschaft“ die Rede. Das Verhältnis der Priester zueinander hat also seinen objektiven Grund, soll aber nicht äußerlich bleiben, vielmehr auch von Emotion getragen sein. Die Gemeinsamkeit aufgrund der Weihe schließt die gemeinsame Sendung ein: „Alle werden gesandt, an demselben Werk gemeinsam zu arbeiten, ob sie nun ein Pfarramt oder ein überpfarrliches Amt ausüben, ob sie sich der Wissenschaft widmen oder ein Lehramt versehen, ob sie – wo dies bei Gutheißung durch die zuständige Autorität angebracht erscheint – sogar Handarbeit verrichten und damit selbst am Los der Arbeiter teilhaben oder sich anderen apostolischen oder auf das Apostolat ausgerichteten Werken widmen. In dem einen kommen sie alle überein: in der Auferbauung des Leibes Christi, die besonders in unserer Zeit vielerlei Dienstleistungen und neue Anpassungen erfordert.“¹⁰

Diese Aussage über die Dienst- und Sendungsgemeinschaft wird aber gleich wieder ergänzt durch emotional angereicherte Aussagen: „Mit den übrigen Gliedern dieses Presbyteriums ist jeder einzelne durch besondere Bande der aposto-

⁹ Vgl. *ebd.*

¹⁰ *AaO.*, 575.

lischen Liebe, des Dienstes und der Brüderlichkeit verbunden. Dies wird ... in der Liturgie bekundet, wenn die anwesenden Priester aufgefordert werden, dem Neuerwählten ... die Hände aufzulegen .. Die einzelnen Priester sind also mit ihren Mitbrüdern durch das Band der Liebe, des Gebetes und der allseitigen Zusammenarbeit verbunden.“¹¹ In der Handauflegung durch alle anwesenden Priester bei der Weihe erhält diese Zusammengehörigkeit ein anschauliches Bild.

Ziel der Einheit unter den Priestern ist das gemeinsame Zeugnis vor der Welt. Denn in der Art ihres Miteinanders „wird jene Einheit sichtbar, durch die nach Christi Willen die Seinen vollkommen eins sein sollten, damit die Welt erkenne, dass der Sohn vom Vater gesandt ist.“¹² Die Zuwendung zueinander wird konkretisiert im Blick auf die Generationen: Die Älteren sollen die Jüngeren als echte Brüder annehmen, ihnen in den Anfangsjahren ihrer seelsorglichen Arbeit beistehen und deren eigene Mentalität zu verstehen suchen. Umgekehrt sollen die Jüngeren die Älteren achten, deren Erfahrung wertschätzen und willig kooperieren.

Im Folgenden stellt PO 8 gleichsam einen Tugendkatalog zum Umgang der Priester untereinander auf. Der Geist der Bruderliebe verpflichtet gegenüber den Mitbrüdern: Sie sollen Gastfreundschaft pflegen, Gutes tun, ihre Güter miteinander teilen, „besondere Sorge den kranken, bedrängten, mit Arbeit überlasteten, den einsamen, den aus der Heimat vertriebenen“ oder verfolgten Mitbrüder angedeihen lassen; sie sollen sich „gern und mit Freude treffen“, sich gemeinsam erholen. „Damit sie ... im geistlichen Leben und für die Erweiterung ihrer Kenntnisse aneinander Hilfe haben“, werden konkrete Maßnahmen empfohlen: gemeinsames Leben „oder eine Art der Lebensgemeinschaft“ (Zusammenwohnen, gemeinsame Mahlzeiten, häufige und regelmäßige Zusammenkünfte), Priestergemeinschaften, besondere Hinwendung zu denen, die in Schwierigkeiten sind, taktvolle gegenseitige Ermahnung; „mit brüderlicher Liebe und großer Herzensgüte“ und „mit inständigem Gebet“ sollen sie den Mitbrüdern beistehen, die versagt haben.¹³

Den Ausführungen von ›*Presbyterorum ordinis*‹ wird wohl jeder zustimmen, soweit sie die objektive Seite der priesterlichen Gemeinschaft im Presbyterium eines Bistums betreffen. Große Fragezeichen oder gar Kopfschütteln wird die emotionale Dimension des Miteinanders ernten. Immer wieder gehörte Äußerungen stellen diese Seite zur Disposition: „Das ist eine romantische Vorstellung, die wenig mit der Realität zu tun hat.“ „Ich verbringe meinen Urlaub mit meinen Freunden, und die sind nicht unbedingt Priester.“ „Ich möchte selbst bestimmen, mit wem ich freundschaftlich verbunden sein möchte.“ „Mir ist die Abgrenzung in den eigenen vier Wänden wichtig.“

¹¹ Vgl. *ebd.*

¹² Vgl. *ebd.*

¹³ Vgl. *aaO.*, 575f.

Bei einem Priestertreffen, das sich mit diesen Fragen beschäftigte, beklagte sich ein Mitbruder: „Wie steht es denn um das so genannte Presbyterium? Als ich längere Zeit krank war, fragte keiner der Mitbrüder nach mir. Wenn ich meine Eltern nicht gehabt hätte, hätte sich keiner um mich gekümmert.“ Ein Kaplan berichtete nach einer mehrwöchigen Krankheit: „Ich lag in der zweiten Etage des Pfarrhauses. Mein Pfarrer fand nicht einmal in dieser Zeit den Weg zu mir nach oben.“ Besonders die Hinweise im „Tugendkatalog“ werden bei vielen Priestern nur ein müdes Lächeln provozieren. Der Abstand zwischen Ideal und erlebter Wirklichkeit wird oft als groß und schmerzlich erlebt.

Um ein realistisches Bild wiederzugeben, lassen sich jedoch ebenso viele oder noch mehr Beispiele von positiven Erfahrungen nennen. So gibt es in vielen Gemeinden und Seelsorgeeinheiten ein selbstverständliches und vertrauensvolles Miteinander der Priester, gern gewährte Aushilfe und vor allem Zusammenhalt nach außen. Zwar könnte man einwenden, dass die priesterliche Lebensform so sehr in Frage gestellt ist, dass Priester „automatisch“ zusammenrücken, doch verbindet nicht nur die Verteidigung der Lebensform nach außen, sondern das gemeinsame Wissen und Gefühl „Ich bin kein Einzelkämpfer, sondern Mitglied einer Gemeinschaft von Berufenen und Gesandten.“ „Dein treues Lebenszeugnis stärkt auch mich in meiner Berufung!“

Priestergemeinschaften – Gemeinsame Spiritualität

Auf Priestergemeinschaften als eine besondere Art von Unterstützung wird im Konzilstext ausdrücklich hingewiesen: „Hochzuschätzen und achtsam zu unterstützen sind auch Vereinigungen, die nach Prüfung ihrer Satzungen von der zuständigen kirchlichen Autorität durch eine geeignete und entsprechend bewährte Lebensordnung sowie durch brüderliche Hilfe die Heiligkeit der Priester in der Ausübung ihres Dienstes fördern und auf diese Weise dem ganzen Priesterstand dienen möchten.“¹⁴

Nicht selten wurden in vergangenen Zeiten diese Gemeinschaften eher berygwhnt. In manchen Seminaren wurde ihre Notwendigkeit in Frage gestellt, sie den eher Schwachen als Hilfsmöglichkeit empfohlen. Das eigentliche Bild des Seelsorgers war vielerorts das des Einzelkämpfers. Manchmal werden bis heute unter Mitbrüdern regelmäßige und häufigere Treffen in Priestergemeinschaften ironisch hinterfragt: „Haben die so wenig zu tun, dass sie sich wöchentlich treffen können?“ Doch spricht bei solchen und ähnlichen Kommentaren nicht selten auch ein wenig Trauer mit, nicht selbst einen solchen Gemeinschaftsbezug zu erfahren.

¹⁴ AaO., 576.

In vielen Bistümern gibt es verschiedene Arten priesterlichen Zusammenlebens. Auf Dauer scheinen aber nur die Lebensgemeinschaften eine wirkliche Chance zu haben, die von einer gemeinsamen Spiritualität geprägt sind. Diese Prägung kann mehr „klassisch“ sein im Sinne einer benediktinischen oder franziskanischen Spiritualität oder sich an der Spiritualität der neuen Geistlichen Bewegungen orientieren, wie etwa der der Fokulare, der Schönstatt-Bewegung oder der Bruderschaft „Jesus Caritas“. Die Bindung an ein kirchlich ausgewiesenes Charisma als Grundlage des gemeinsamen Lebens gibt einen verbindlichen Rahmen, innerhalb dessen sich unter Umständen sehr verschiedenartige Persönlichkeiten zusammenfinden können. Sie befreit von der Notwendigkeit, die eigene Spiritualität dauernd neu suchen, finden und profilieren zu müssen. Fehlt ein solches gemeinsames Band, besteht die Gefahr, dass sich Einzelne in den Vordergrund schieben und Wohl und Wehe der Gemeinschaft von ihnen abhängig werden.

Das Thema auf den Punkt bringt die Frage: Wie viel menschliche Nähe und Beziehung braucht ein Priester heute, um seiner Berufung gerecht werden und seinen seelsorglichen Dienst gut und für sich selbst erfüllend tun zu können? Hier gibt es keine allgemein gültigen Regelungen. Doch eine fundamentale Einsicht gilt für alle: Jeder braucht Beziehungen, in denen und aus denen er lebt und die ihn in schweren Zeiten auffangen. „Gott allein!“ ist sicher eine richtige Letzt-aussage, die aber ergänzt werden muss: „durch viele und mit vielen Menschen“. Priesterliche Freunde, der Weiekurs, die Priestergruppe, die Priestergemeinschaft und das Presbyterium des Bistums werden als Einzelne nie alles sein können. Die verschiedenen Beziehungen und Beziehungsfelder zusammen aber können und werden ein Netz ergeben, das das Leben des einzelnen Priesters fördert und hält.

Das Verhältnis zu den Gläubigen

Priestersein in Gemeinschaft konkretisiert sich tagtäglich vor allem in den Gemeinden und an anderen Orten, wo Priester als Seelsorger tätig sind. Die Beziehung zum Bischof bindet in die Ortskirche ein, die Beziehung zu den Mitbrüdern fördert die Gemeinschaft und Einheit der Seelsorge in dieser Ortskirche, die Beziehung zu den Gläubigen vor Ort ist das tägliche Beziehungsbrot.

Bevor in PO 9 die Beziehung des Priesters zu den Gläubigen beschrieben wird, wird zunächst die Grundlage dieser Beziehung benannt. „Wenngleich die Priester des Neuen Bundes aufgrund des Weihesakramentes das so überaus hohe und notwendige Amt des Vaters und Lehrers im Volk und für das Volk Gottes ausüben, so sind sie doch zusammen mit allen Christgläubigen Jünger des Herrn, die dank der Berufung durch Gott seines Reiches teilhaftig geworden sind. Mit al-

len nämlich, die wiedergeboren sind im Quell der Taufe, sind die Priester Brüder unter Brüdern, da sie ja Glieder ein und desselben Leibes Christi sind, dessen Auferbauung allen anvertraut ist.“¹⁵ Das gemeinsame und allgemeine Priestertum aller Getauften ist also Grundlage für die wechselseitigen Aufgaben und Verpflichtungen von Priester und Laien.

Die Bezeichnung „Vater und Lehrer“ hebt den Priester bei aller Gleichheit aufgrund der Taufe ausdrücklich über die Gläubigen hinaus. Zwar wird betont, dass Priester dem Beispiel Jesu folgen sollen, der zu den Menschen „nicht kam, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele“ (Mt 20,28), doch benennt ein Pflichtenkatalog sehr deutlich Leiten, Koordinieren und Entscheiden als ihre Aufgaben: Sie sollen die Würde der Laien anerkennen, „gern auf die Laien hören, ihre Wünsche brüderlich erwägen und ihre ... Zuständigkeit“ im weltlichen Bereich anerkennen. Sie sollen die Geister prüfen, die Charismen „mit Glaubenssinn aufspüren, freudig anerkennen“ und fördern. Sie sollen alle zur Einheit in der Liebe führen, verschiedene Meinungen in Einklang bringen und „Verfechter des gemeinsamen Wohls“ sein. Sie sollen bei alledem Verteidiger der Wahrheit sein. Auch sollen sie sich besonders um die kümmern, die nicht mehr am Gemeindeleben teilnehmen und die Sakramente empfangen, und sich den vom Glauben Abgefallenen zuwenden. Priester sollen ökumenische Kontakte pflegen, sie sollen sich bewusst sein, dass ihnen selbst diejenigen anvertraut sind, die Jesus Christus nicht als den Erlöser anerkennen.¹⁶

Auffällig ist, dass in diesem Abschnitt die emotionalen Anteile der Beziehung nur zurückhaltend Erwähnung finden oder gänzlich fehlen. Zu wenig kommt zur Sprache, wie sehr Priester selbst Empfangende in ihren Gemeinden sind. Jeder Seelsorger kennt Situationen, in die er als Gebender hineingeht und als Beschenkter herauskommt. Wie viel an Glaubensermutigung für den Priester selbst etwa kann von Kranken und Sterbenden ausgehen, die in ihrer schweren Lebenslage ihren persönlichen Glauben bezeugen.

Diese Perspektive wird vom Konzilstext andeutungsweise in einem Pflichtenkatalog für die Gläubigen formuliert: Sie stehen gegenüber ihren Priestern in der „Schuld“. Sie sollen ihnen „als ihren Hirten und Vätern in Kindesliebe verbunden“ sein. „Sie sollen an den Sorgen und Nöten ihrer Priester Anteil nehmen“ und sie durch Gebet und Tat unterstützen.¹⁷ Stichworte wie Mitverantwortung oder gemeinsame Entscheidung werden allerdings vermieden. Die Laien werden eher als solche verstanden, die pastoral gefördert werden sollen, für die sich der Priester auch aufopfernd einsetzt, die aber letztlich weniger Subjekte als Objekte der Seelsorge sind. Positiv ist allerdings, dass das Verhältnis zu den Laien überhaupt in die Betrachtung einbezogen wird.

¹⁵ AaO., 576f.

¹⁶ Vgl. aaO., 577f.

¹⁷ Vgl. aaO., 578.

Empfehlung

»*Presbyterorum ordinis*« gibt in den Abschnitten 7 bis 9 vielseitige Anregungen für das priesterliche Leben in einem Organismus von Beziehungen. Hier sind Formen des Umgangs mit anderen und Haltungen benannt, die helfen, dass menschliche Beziehungen gelingen. Interessant und einsichtig erscheint dabei die dreifache Einbindung der Priester in die Beziehung zum Ortsbischof, zu den Mitbrüdern und zu den Gläubigen, mit denen sie jeweils gemäß ihrem pastoralen Auftrag zu tun haben. Interessant ist zudem einerseits die Betonung einer objektiven, theologisch beschreibbaren Zuordnung, andererseits auch das Bemühen, diese Zuordnung mit Leben und Emotion zu füllen.

Die eingangs gestellten Fragen nach einer persönlichen Beheimatung der Priester, nach einem kultivierten Leben, nach Arbeitsüberlastung und der ständigen Aufgabe, geistlich zu leben und zur spirituellen Mitte zu finden, werden in dem Dekret nicht alle beantwortet. Doch werden Eckpunkte priesterlichen Lebens in Gemeinschaft angesprochen, die eine grundlegende Bedeutung besitzen, theologisch wie vom gelebten Leben her. So lohnt es sich vierzig Jahre nach seiner Abfassung, den Konzilstext hervorzuholen und aufgrund der heutigen Lebenssituationen in Priestergruppen und -gemeinschaften neu zu lesen.